

(Nachdruck verboten.)

9]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Gina war in ihrer Ungeduld schon die rechte verwöhnte Frau und zeigte bereits starke Unabhängigkeitsgelüste. Ihre Toiletten entbehrten selbst in dem Kreise, für den sie bestimmt waren, gar sehr der bescheidenen Einfachheit, wie sie das prude Schickslichkeitsgefühl provinzieller Tugendheuchelei für ein junges Mädchen fordert, dafür zeugten sie aber von einem ganz eigenartigen Geschmack, und dazu kam noch, daß sie Gina in untadeliger Weise zu tragen und so überaus fest zur Geltung zu bringen verstand. Die strahlende Schönheit der jungen Erbin machte von Tag zu Tag tieferen Eindruck auf Laurent, ohne daß er sich vorerst darüber klar zu werden vermochte, ob die Gefühle, die er ihr gegenüber empfand, der Liebe oder der neidgrünen Scheelsucht entsprangen.

Die Aussicht auf das abwechslungsreiche Gesellschaftsleben und die neuen Triumphe, denen sie entgegenging, hatten im übrigen eine günstige Veränderung in Gina's Wesen herbeigeführt, sie war jetzt ungleich mittheilsamer und lebenswürdiger gegen ihre Umgebung, als das in letzter Zeit der Fall war. Und diese gute Laune und versöhnliche Stimmung gewann ihr auch die Sympathien Laurent's wieder, der jetzt gern in der Gesellschaft seiner schönen Base verweilte. Dann geschah es wohl, daß die junge Dame den Einsilbigen, der sich schon in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen, heranrief, um ihm von ihrem Vergnügungsprogramm und der Zahl der für den ersten Ball verschickten Einladungen ein Langes und Breites zu erzählen und ihre Einkäufe vor ihm auszubreiten; ja sie geruhte sogar, hin und wieder über Farbe und Muster eines Stoffes oder bei der Wahl eines Schmuckgegenstandes seinen Rath einzuholen: „Komm mal her, Bauer, wir wollen mal sehen, ob Du Geschmack hast!“ Das Epitheton Bauer klang in ihrem Munde so gemüthlich und liebenswürdig, daß dem Spitznamen jede verletzende Bedeutung genommen wurde. Ob das schöne Wetter dieser familiären Vertraulichkeit von Dauer sein würde? Laurent ließ sich derartige Erwägungen vorläufig nicht durch den Kopf gehen. Er genoß sein unverhofftes Glück wie es sich ein abgekehrter Landstreicher in der behaglichen Ecke einer gastlichen Heimstätte wohl sein läßt, ohne der Stunde zu gedenken, die ihn wieder zwingt, seine Straße durch Schnee und Frost weiter fürbaß zu ziehen.

Führen die Damen aus, dann stand Laurent hilfsbereit unten im Flur oder im Thorweg. Gina ließ sich seine Mitterdienste gefallen und nahm leutselig Umhang, Fächer und Schirm aus seiner Hand entgegen. Er sah sie behende in den Wagen springen und mit gefälliger Bewegung das Kokette Gewirr ihrer Röcke zusammenraffen. „Kommst Du endlich, Mama?“ „Guten Tag, Bauer!“ Kousine Lydia kletterte athemlos in den Wagen, der Tritt quietschte unter der Last der gewaltigen Masse, und der Wagen neigte sich bedenklich auf die Seite.

Nun hatte endlich auch die dicke Dame mit einem letzten stöhnenden Seufzer in der Ecke Platz genommen. Gina's fein behandschuhetes Patschen ließ mit nervöser Hast das Wagenfenster herunter, der Pfortner riß die Thorflügel auf und grüßte mit tief herabgezogener Mütze ehrerbietig die Damen, die im nächsten Augenblick Laurent's Blicken entschwunden waren.

Neben den Vorbereitungen für die Gesellschaftssaison mußte man auch an die Ausstattung des jungen Paridael denken, der demnächst in eine internationale Erziehungsanstalt des Auslandes geschickt werden sollte. Von dort sollte er erst nach Beendigung seiner Studien wieder nach der Heimath zurückkehren.

Kousine Lydia und die unvermeidliche Felicitas unterzogen zu diesem Zweck Herrn Dobouziez's Garderobe einer eingehenden Musterung. Mit der pedantischen Reinlichkeit gewissenhafter Archäologen prüften die beiden die Sachen, die der „Herr“ nicht mehr trug; die einzelnen Stücke wanderten von einer Hand in die andere, wurden von allen Seiten betastet und gewendet und gaben Anlaß zu eingehenden Erörterungen, in denen das Für und Wider sorgsam gegen einander abgewogen wurde. Von der

Festtagsstimmung, die das ganze Haus belebte, beeinflusst, hatte sich Frau Dobouziez sogar bereit erklärt, einen so gut wie neuen Gehrock und eine wenig getragene, unmodern gewordene Hose ihres Gatten zu opfern, damit beides von einem vorstädtischen Flickschneider für Laurent zurecht gemacht würde. Felicitas freilich fand das alles viel zu schön und zu elegant für einen Jungen, der „so wenig auf seine Sachen hielt.“ „Weiß Gott, gnädige Frau, die Pantinen, die Bluse, die Mütze und die Lederhosen unserer Arbeiter würden eher für ihn passen.“

Der hoch beglückte Paridael mußte seiner mißtrauischen Kousine fast feierliche Eide schwören, daß er die schönen Sachen nach Thunlichkeit schonen würde. Angesichts der furchtbaren Verwarnungen und der schweren Verantwortlichkeit, die er sich zugleich mit der abgelegten Garderobe des Vatters auf den Rücken lud, hätte er wahrhaftig vorgezogen, die unverwundlichen und bequemen Sachen seiner Freunde, der Fabrikarbeiter, anzuziehen.

Es blieb nur noch über ein grün und blau gestreiftes Beinkleid zu verfügen, ein scheußliches Ding, das selbst der Vetter, der in Sachen seiner Toilette der anspruchsloseste Mensch von der Welt war, nach dreimaligem Tragen ausgemustert hatte.

Felicitas, die all' diese arg mitgenommenen Sachen beim Trödeln zu Gelde machen wollte, that diese Vertheilung einen bösen Streich durch die Rechnung, denn jedes Stück, das der Waise zugesprochen wurde, verminderte den Gewinn, der dem Faktotum aus dem Verkauf der abgelegten Garderobe des Herrn zufließt. Der Eingriff in das Recht, das ihr von jeher zustand, trug natürlich nicht dazu bei, der Haushälterin den Eindringling sympathischer zu machen. Laurent hätte ihr freilich von Herzen gern den ganzen Plunder, vor allem das gräßliche Beinkleid überlassen, aber er durfte doch nicht wagen, der guten Kousine Lydia, die es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, ihn glücklich zu machen, den Spaß zu verderben.

Gerade jetzt erschien Regina, die die Mutter überall gesucht hatte, auf dem Abjaß der Bodentreppe.

„Aber das ist ja unerhört!“ rief sie entsetzt, „Du denkst doch im Ernst nicht daran, Mama, Laurent mit diesem Trödelkram auszustatten! Dann würde der Bauer seinem Namen allerdings alle Ehre machen!“

Einer gutmüthigen Regung folgend wählte sie rasch aus dem Haufen ein paar Stücke aus, die zur Noth noch dem Hausgebrauch dienen konnten. „Und jetzt komme, Mama! Ich habe noch zwei Besorgungen in der Stadt zu erledigen, da können wir ja gleich bei Saint-Jardier's Lieferanten mit vorfahren. Die werden schon Mittel und Wege finden, den Durcheinander etwas zurechtzustuben. Also, vornwärts, Mama!“

Gina Widerstand leisten zu wollen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Felicitas würgte ihren Ingrimm hinunter und tröstete sich über die übel angebrachte Gunstbezeugung, die das eigenwillige Fräulein an den Teufelsjungen verschwendete, durch Wegnahme der schrecklichen, zweifarbigen Unausprechlichen.

Es war das erste Mal, daß Laurent seine beiden Kousinen auf ihrer Ausfahrt begleitete. Der Kutscher wäre vor Schreck fast vom Bock gestürzt, als er den Schüler heraufklettern und an seiner Seite Platz nehmen sah. Alle Nasenlang wandte Laurent sein glückstrahlendes Gesicht Gina zu, um ihr dankbar lächelnd zuzunicken. So war er doch endlich auch ein wenig in der Familie Dobouziez zu Ansehen gekommen! Die unverhoffte Auszeichnung war ihm fast zu Kopf gestiegen. Er fühlte so etwas von Stolz in sich aufleben und sah von der Höhe mit Geringschätzung auf das armelige Volk der Fußgänger hinab. Alle die Demüthigungen und Verletzungen, die er sich vordem hatte gefallen lassen müssen, waren unter dem frischen Eindruck des freudigen Augenblicks vergessen und vergeben. Er dachte gar nicht mehr an Gina's und ihrer Eltern liebloses Benehmen im Falle Lilba.

Ja, er war sogar ganz geneigt, die Wohlthaten seines Vormundes rückhaltslos anzuerkennen, die Kousine Lydia als das liebevollste Geschöpf auf der Welt zu erklären und für das übellaunige Wesen des „Patschas“ sein Leberleiden verantwortlich zu machen. Selbst die unliebenswürdige Felicitas erschien ihm heute in milderem Lichte.

Alles athmete freudige Heiterkeit und milde Versöhnungsstimmung. Das Wetter war prachtvoll, die Straßen schienen ein prunkendes Feiertagskleid angelegt zu haben, und es sah fast so aus, als ob die eleganten Damen in den Equipagen, die dem Wagen der Kousinen Dobouziez begegneten, die Grüße, die sie mit den Damen tauschten, auch mit an den jungen Herrn Paridael auf dem Kutschbock richteten.

Man fuhr nacheinander bei dem Schneider, dem Wäschehändler, dem Schuhmacher und dem Hutmacher der jungen Herren Saint-Fardier, den tonangebenden Richtern in Sachen des eleganten Modengeschmacks, vor. Der Schneider nahm Paridael Maß zu einem Anzug, für den Gina den besten und theuersten Stoff ausgesucht hatte, ungeachtet Frau Lydia's Einsprache, die nachgerade die geschäftige Fürsorge des Töchterchens für den armen Verwandten etwas gar zu kostspielig zu finden begann. Alle Augenblicke sah die sparsame Dame nach der Uhr: „Gina, es ist Frühstückszeit! Papa wird auf uns warten!“ Gina hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die Toilettenfrage mit erschöpfendster Gründlichkeit zu lösen und entledigte sich dieses Geschäfts mit der eigenwilligen Festigkeit, mit der sie bei Ausübung ihrer Pläne zu Werke ging. Hatte sie einmal einen Entschluß gefaßt, dann gab's für sie weder zauderndes Hinausschieben, noch nachdenkliche Ueberlegung. „Jetzt oder nie!“ lautete der Wahlspruch, der ihr Thun und Lassen bestimmte.

Im Wäschegeschäft wurden sechs allerfeinste Shirtinghemden nach Maß bestellt und ein Paar prächtige Kravatten gekauft. Beim Hutmacher tauschte Laurent seinen schäbigen Filzhut gegen eine untadelige Kopfsbedeckung ein, ein gleicher Tausch vollzog sich im Schuhladen. Die neuen Stiefel und der Hut wurden sofort in Gebrauch genommen. Und damit hatte der Umwandlungsprozeß von Laurent's äußerem Menschen seinen verheißungsvollen Anfang genommen. Im Handschuhladen hatte Gina, der dieses Einkleidungsgeschäft unbändigen Spaß machte, zum ersten Male wahrgenommen, daß der Junge auffallend kleine Hände und Füße hatte.

„Sieh doch, Mama, er sieht schon garnicht mehr so bäuerisch aus! Es ist fast nichts mehr an ihm auszusetzen, was?“

Dieses „fast“ that der Freude Laurents wohl ein wenig Abbruch, gleichwohl durfte er sich der berechtigten Hoffnung hingeben, daß Gina seine Salonsfähigkeit uneingeschränkt anerkennen würde, wenn er erst von Kopf bis zu Füßen umgekleidet sein würde. Mochte das alles immerhin auf Narrethei und Selbsttäuschung hinauslaufen, das hinderte Laurent nicht, den Tag zu den glücklichsten seines Lebens zu zählen. Da Gina den Ton angab, so beeilte sich alle Welt einschließlich des Betters Guillaume und der unverjöhnlichen Felicitas, dem Schüler freundlich zu begegnen und ihn mit der üblichen Schulmeistererei zu verschonen.

„Das gnädige Fräulein scheint noch mit der Puppe zu spielen,“ begnügte sich das giftgeschwollene Geschöpf vor sich hin zu murmeln, als Gina Laurent hin und her drehte, um ihn dem Vater von allen Seiten zu zeigen.

Das junge Mädchen schien in der That an dem Spiel besonderes Gefallen zu finden, deshalb setzte es Gina auch durch, daß Laurent, der inzwischen seinen neuen Anzug erhalten hatte, an der Wasserpattie nach Henirgen, wo die Dobouziez ihr „Landhaus“ hatten, theilnahm. Da er am folgenden Tage seine Reise nach dem Auslande antreten sollte, so thaten die Eltern dem Töchterchen auch diesen Gefallen, in der Vorausssetzung, daß sich der Junge durch musterhaftes, gesittetes Betragen der Ehre, die ihm damit widerfuhr, auch würdig zeigen würde.

Angefihts dieser unberhofften Auszeichnung schwand bei Laurent auch die letzte Spur mißtrauischer Voreingenommenheit, die er im tiefsten Herzensgrund noch bewahrt haben mochte. Glückliche Jugendzeit, die über der geringsten Aufmerksamkeit die Jahre der demüthigenden Zurücksetzung vergißt!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Verweht.

Von Hans Ostwald.

Der Wind tost um den Haidegasthof, vor dem der Wirth in Hemdsärmeln steht und den Weg hinunterschaut, dessen ausgefahrene Geleise sich hinter einer Bodenwelle verlieren. Auf der nächsten Erhöhung scheinen sie wieder aufzutauhen; doch kann man sie zwischen der verdorrten Erla nicht mehr erkennen.

Am gelblich grauen Himmel jagt der Wind dunkle, schwere Wolken herauf. Die dürrn, geweihten Obstbäume, die jenseits

des Weges hinter einer entblätterten Hecke stehen, ähzen, sie beugen sich unter der Wucht des Windes, der über die Erdwellen segt und alles diegt, nur den Wirth nicht, der fest und aufgerichtet in die Ferne schaut.

Seine starken, störrischen Augenbrauen ziehen sich zusammen über den kleinen, dunkelgrauen Augen. Die sehnigen, bearbeiteten Hände fahren ungeduldig in dem struppigen braunen Haar hin und her. Jäh wendet er sich zum Haus zurück und kommt mit großen harten Schritten ins Gastzimmer; seine Holzschuhe klappen auf dem rothen Ziegelboden.

Mit einem Fluch läßt er sich auf die hellgelbe Holzbank fallen. Die knochigen Arme stützt er auf den Tisch und starrt vor sich hin, ab und zu mich, sein Gegenüber, mit einem kurzen Blick streifend.

Nach einigen Minuten wird die weiße Thür im Hintergrunde geöffnet und eine edige dunkle Frau in hellblauem Stantkleid schaut tragend hinein:

„Willst Du mich auch ärgern!“ Inurrt der Mann. „Es ist noch nichts zu sehen!“ schreit er plötzlich zornig auf. „Nach, daß Du hinauskommst!“

Die Frau zieht den Kopf zurück und schließt die Thür. Er spuckt wüthend aus. Dann starrt er wieder vor sich hin. Draußen jagt der Wind immer mehr Wolken herauf, die scheinbar schwer drückend auf den Erdwellen des Haidemeeres liegen bleiben.

Mit einem Mal sieht der Wirth erstaunt auf. Er lächelt:

„Ja, manchmal vergeht einem hier die Geduld . . . Da, da sieht man und wartet auf Gäste, zu thun giebt's jetzt auch nichts, in dieser Einsiedelei vergeht einem schließlich dazu die Lust“ . . . Er wird wieder zornig und droht nach der weißen Thür: „Die Here! . . . Wenn ich das gewußt hätte! . . . Aber wenn man als arbeitsloser Handwerksbursche ein Unterkommen findet, . . . Hi, hi! Sie wußte ganz gut, warum sie auf einmal so viel zu mauern hatte an der alten Parade! . . . Als ich erst ihr Mann war, da war sie ja nicht mehr einsam. . . . Aber ich bin nun hier in die todte Ede geweht! — Und man kommt nicht weg, man kommt nicht weg! . . . Sie rückt keinen Pfennig heraus . . . Am Haus hängt man auch, weil man soviel daran geschafft hat . . . Aber ich möchte wohl wissen, wie's jetzt in den Städten aussieht, mit dem elektrischen Licht, den schnellfahrenden Straßenbahnen und dem Asphaltplaster.“

Etwas Sinnendes, Weiches zieht in sein Auge, aber sein Nacken bleibt steif.

Jäh hatte ihm viel erzählen müssen von den großen Städten, von der wirklichen Welt, wie er meinte.

Wohl über eine Stunde habe ich erzählt, während er vor sich hin nickte.

Der tosende Sturm verjagt wieder die über der Haide angehäuften Wolken. Sonnige Helle zittert über dem Haidekraut und durch die nackten Zweige der Obstbäume, von denen der Wind die letzten Blätter zauft und sie über die Hecke wirbelt, sie über das graubraune Haidekraut weht.

Der Wirth zeigt wieder die alte Unruhe. Blötzlich springt er auf und reißt den einen Flügel des quadratförmigen Fensters auf.

Der Wind schlägt dem Hinausgehenden die langen Haarsträhnen ins Gesicht, doch er sieht fröhlich aus.

„Jetzt werden wir wieder einen Gast bekommen!“ sagt er, indem er sich mir halb zuwendet.

Bald hört man den Tritt eines Mannes auf dem festen Boden des Haideweges. Jetzt taucht er vor dem Hause auf.

Es ist ein hochgewachsener, schlanker, blonder Mann, der auf seinem Rücken eine neue Reisetasche trägt.

Freundlich grüßend will er vorüberreiten, doch der Wirth ruft ihn an: „Na, wie ist's? — Eine Viertelstunde Raft?“

Der andere zögert, er ertötet über das ganze glattrasirte Gestäß. Dann kommt er mit kleinen Schritten herein.

Der Wirth ist gleich bei ihm, nimmt ihm seine Reisetasche ab und nöthigt ihn zum Sitzen.

Der Blonde, ein einfacher, sauber gekleideter Mensch in den dreißiger Jahren, bestellt sich eine Flasche Bier.

„Ein Schnäpschen auch?“ lächelt der Wirth.

Der Blonde wehrt ab: „Nein, nein! Keinen Fusel!“

Der Wirth setzt sich zu ihm und wird gesprächig. Der Blonde trinkt, ohne daß er's beim Plaudern merkt, die erste Flasche sehr rasch aus. Unter seinen Augen zeigen sich rothe Flecken, auf seiner Stirn ebenfalls.

Der Wirth bringt die zweite Flasche. Jetzt spricht auch der Blonde; in gesuchter Weise, glatt und fließend erzählt er. „Nun“, meint er zu dem Wirth, „ich will vor Ihnen keine Geheimnisse haben. Sie wissen es ja jedenfalls auch, daß ich aus dem Arbeits-hause komme.“

Er lächelt und hebt sein dunkelgrünes Glas mit vornehmer Handbewegung nach mir hin.

„Dahin kann der beste Mensch kommen“, sagt er, indem er sich den Schaum von den Lippen mit seinem gelben Taschentuche wischt.

„Ich hätte auch gelacht, wenn man mir, als ich noch studirte, gesagt hätte, daß ich einst ins Arbeitshaus kommen werde. . . . Ja, ja! Ich habe studirt! Theologie sogar. . . . Dann kam ich als Hauslehrer zu einem großen Bergwerksbesitzer. . . . Wie das aber heiterer Brauch in den Ruhestädten ist, ich war auch bei einer Burschenschaft gewesen und hatte stets fröhlich geliebt. . . . Das gab's auf dem Bergwerk nicht.“

Schließlich aber — warum soll ich nicht die Geschichte erzählen?

Da hatte ich mit der älteren Schwester meines Schülers ein kleines Verhältniß . . . Und wissen Sie, warum sie mir ihre Gunst zuwandte? Weil ihr Vater geizig war, und ich ihr hier und da kleine Schmuckfächer verehrte, die ich von meiner Mutter geerbt hatte. Als ich keine mehr besaß, wollte sie mehr . . .

Ich verschaffte mir das Geld dazu.

Einige Wochen später wurde ich verhaftet, weil ich den Bergwerksbesitzer bestohlen hatte . . .

Nachdem ich meine Strafe verbüßt hatte, bekam ich keine Stellung mehr. Mit mehreren Landstreichern, die ich im Gefängniß kennen gelernt hatte, ging ich auf die Wandschaft. Das gefiel mir. Ich wollte es nicht wieder lassen, aber sie steckten mich in die Arbeiterkolonie. Da habe ich Tischlerei gelernt und nun will ich arbeiten und mir endlich einen Hausstand gründen.

Ein kleines Weibchen zu haben . . .

„Profit!“ sagt er und erhebt sein Glas; „einen Ganzen!“

Mit einem Zug stürzt er den Inhalt hinunter und stellt das Gefäß mit einem Nuck dem Wirth hin.

Der lächelt und fragt: „Auch ein Schnäpschen?“

„Auch ein Schnäpschen!“ nickt der Blonde. — — —

Die Nacht kommt mit breitem Mantel über die Gaiße.

Ueber unserem Tisch brennt eine Hängelampe, auf die der Wirth eine zerbrochene Milchglasglocke gestülpt hat. Ihr Schein fällt aus dem Fenster über den Weg; ein Obstbaum, den die Strahlen treffen, leuchtet gespenstisch auf.

Der Kopf des Blondens, der mir noch gegenüber sitzt, glüht, seine Augen sind geschwollen. Vor ihm steht eine geleerte Weinflasche. Der Wirth pries sie ihm an als etwas vornehmes, er müsse doch den ersten Tag seiner Freiheit feiern. Das neue Leben wäre doch eine Flasche Wein werth.

Jetzt will der Blonde sein Nachtlager aussuchen. Er steht taumelnd auf und streift seine Kermel hoch.

„Gib' ich nicht Muskeln zum Arbeiten?“ lallt er und schlenkert mit den schlaffen, dünnen Armen.

Der Wirth will erst die Beche bezahlt haben, ehe er ihm ein Nachtlager giebt.

Der Blonde taumelt hin und her. „Ich kann . . . doch . . . arbeiten!“

Er zieht eine gelbe, edige Ledertasche hervor, die er an einer Schnur um den Hals trägt.

Einzelu zählt er dem Wirth das Geld auf. Der wird ungeduldig, als der Blonde immer wieder lallt: . . . Und . . . dann . . . kann ich . . . arbeiten . . . und hei . . . heirathen. . .

Schließlich nimmt der Wirth dem Blondem die Geldtasche fort und schüttelt sie aus. Der sieht erstaunt zu, als der Wirth das Geld zählt. Plötzlich schreit der Wirth wüthend auf: „Hä! Das Geld reicht ja nicht mal für Deine Sauferei! Nun soll ich Dir noch Nachtlager geben?“

Er packt den Blondem an der Hüfte und schüttelt ihn. Der toxtelt und will sich am Tisch halten, während er mit der Linken seine Reisetasche umhängt.

Der Wirth reißt ihm die Tasche fort: „So, für die Beche!“ Dann schiebt er den Taumelnden mit starken Armen durch den Flur hinaus in die Dunkelheit. Die Thür wirft er hinter ihm zu, daß das ganze Haus zittert und die Thürklingel lange schellt.

„So'n Kerl!“ schimpft er, als er mit vor Zorn blaffen Lippen wieder im Zimmer steht. „Erst stecken sie ihn aus Mitleid in die Kolonie, um einen ordentlichen Menschen aus ihm zu machen, kaum ist er 'raus, verkauft er die paar Spargroschen. So'n Hund! Säuft und kann mich nicht mal bezahlen! Der bleibt doch immer ein Landstreicher.“

Draußen im Lichtschein taumelt der Blonde am Fenster vorüber, zornlos, mit stieren Augen, starrt er herein. —

Kleines Feuilleton.

— Ein angeblicher Robinson. Der „Köln. Volksztg.“ wird aus London geschrieben: Seit etwa zwei Monaten hat eine ungeheure Reklame die „Abenteuer“ eines „neuen Robinson“ zum Gegenstande der öffentlichen Unterhaltung ganz Englands gemacht. Die von den unwahrscheinlichsten Erlebnissen handelnden Berichte eines Herrn Louis de Rougemont erschienen in dem „World Wide Magazine“, und es gelang der schreienden Reklame des Verlegers, den Helden sogar vor die in Bristol tagende „British Association“ zu bringen, eine hochangesehene wissenschaftliche Körperschaft, wo er einen Vortrag halten durfte und von Geographen, Anthropologen und Naturforschern ganz ernsthaft genommen wurde. Ja, es hat sich sogar eine Gesellschaft gebildet, um die vorgeblich von dem Abenteuerer aufgedeckten Schätze an Gold, Diamanten und Perlen auszubenten. Die Zweifel, die freilich die mehr als romanhafte Erzählung weckte, wurden lauter und bestimmter, und die „Daily Chronicle“ hat sich der nicht geringen Mühe unterzogen, den Helden bis in seine Wiege zurück zu verfolgen. Nimmere ist der Beweis gelungen, daß Mr. de Rougemont nichts ist als ein ungewöhnlich frecher Betrüger, der von dem, was er als Erlebnis schildert, weit aus den beträchtlichsten Theil der Phantasie oder wilden Mären verdenkt. Er ist ein Schweizer von Geburt, heißt nicht de Rougemont, sondern Grün, und hat seit sieben Jahren in Sydney sehr fragwürdige Geschäfte gemacht. Von der Angabe, er habe dreißig Jahre unter Kannibalen zugebracht, ist erwiesenermaßen nur so viel richtig, daß er drei Jahre unbekannt

blieb, und als er wieder auftauchte, kein Wort von vorgeblichen Abenteuern zu sagen wußte. Der Verleger hat inzwischen eine halbe Million der Nummern, in denen der neue Robinson fabelte, verkauft. —

u. Die Veränderlichkeit der Tageslänge. Daß die Tage nicht sämmtlich gleich lang sind, weiß jeder aus der Schule, und wer es da nicht gelernt haben sollte, der erfährt es gerade jetzt durch eigene Beobachtung, und die Hausfrauen noch dazu durch den bedenklich gesteigerten Verbrauch von Petroleum. Aber wie wir in der Schule gelernt haben, daß die relative Dauer des Tages und der Nacht sich mit den Jahreszeiten ändert, so haben wir auch gelernt, daß ein Tag und die darauf folgende Nacht zusammen genommen eine unveränderliche Länge von 24 Stunden haben. Dies letztere wird nunmehr in unserer steptischen Zeit angezweifelt, und vermuthlich haben die Zweifler recht, d. h. die Zeit, in der unsere Erde eine Drehung um ihre Ase ausführt, ist nicht, wie man früher annahm, unveränderlich. Bekanntlich ist die frühere Annahme, daß die Erdaxe, d. i. die Linie, welche den Nordpol und den Südpol miteinander verbindet, stets dieselbe Richtung im Weltraum einnehme, durch die in den letzten Jahren gemachten Beobachtungen als falsch erlannt worden. Man weiß jetzt, daß die Erdaxe gewisse, allerdings nur kleine und nur mit den feinsten Instrumenten meßbare Schwankungen vollzieht. Da aber die tägliche Drehung der Erde eben um ihre Ase stattfinden muß, liegt der Gedanke nahe, daß mit der Veränderung der Richtung der Erde auch die ganze Natur der täglichen Erddrehung, und namentlich ihre Dauer, Veränderungen unterliegt. Und die Nachungen des bedeutenden Astrophysikers S. Newcomb zeigen allerdings, daß in den letzten 200 Jahren die Tageslänge sich mehrfach bis zu den für praktische Zwecke zwar unerheblichen, aber immerhin doch deutlich meßbaren Beträge von 10 Sekunden geändert hat. Besonders scheint zwischen den Jahren 1679 und 1789 eine Verlangsamung der Erddrehung stattgefunden zu haben, ebenso zwischen 1840 und 1861; von 1862 folgte darauf plötzlich eine stark ausgesprochene Beschleunigung der Erddrehung, die bis zum Jahre 1870 etwa anhielt. Um zu erfahren, wie die Tageslänge sich seitdem bis jetzt verhielt, bedarf es noch genauerer, auf die jüngsten Beobachtungen gestützter Berechnungen. —

Theater.

— r. Das Schiller-Theater hat zur Erinnerung daran, daß das Theater zu Weimar vor hundert Jahren zum ersten Male „Wallenstein's Lager“ aufführte, am Mittwoch gleichfalls dies dramatische Gedicht gegeben. Die Sache ging pietätvoll nach dem am 12. Oktober 1798 gegebenen Muster von staten: Herr Bach, der Darsteller des Max, trat im Piccolominikostüm vor den Souffleurkasten und sprach die schönen Verse des Schiller'schen Prologs, die Musik fiel ein und schmetterte das Soldatenlied herunter, und dann begann die Aufführung des Vorspiels zu Wallenstein. Wie gesagt, sehr hübsch und pietätvoll, aber wenig animirend für die Zuschauer, die noch immer am vergnügtesten waren, wenn die Direktion Schiller's Schiller sein ließ und Herren wie Moser, Kadelburg und Schönthan zu Ehren brachte. Wir sind überzeugt, daß dieser leidige Umstand der Direktion recht fatal ist, aber ändern kann sie es nicht, und ihr bleibt als Trost nur die von ihr auf dem Programm verzeichnete Erinnerung, daß auch schon vor hundert Jahren in Weimar neben Schiller's Dichtungen die gleichgiltigsten Schmöler auf dem Repertoire standen. —

Musik.

— Interessante und die Entwicklung des deutschen Konzertlebens kennzeichnende Angaben bringt diesmal die Rückschau auf die Konzertspielzeit von 1897/98, welche Max Hesse's Deutscher Musikertalender für 1899 enthält. Den breitesten Raum (acht Seiten) nimmt nach wie vor Beethoven ein; der Raum von vier Seiten, den Rich. Wagner beansprucht, wird diesmal noch von Brahms erfordert. Es folgen Mozart und Mendelssohn mit je 3 1/2, Schumann mit 3 Seiten. Es schließen sich an Haydn mit 2 1/2, Schubert mit 2, Max Bruch mit 1 3/4, Bach, Händel, Liszt und Weber mit je 1 1/2, Dvoršak, Gade, Grieg, Saint-Saëns und Tschailowsky mit je 1, Verlioz, Raff, Carl Reinecke, Rheinberger und Rubinstein mit 3/4 Seiten. Nur je 1/2 Seite haben Alb. Seder, Cherubini, Gluck, Goldmark, G. Hofmann, Klughardt, Arnald Krug, D. Popper, Smetana, Spohr, Rich. Strauss, Svendsen, Bizet, Tempé und Wieniawski in Anspruch genommen. —

Völkerkunde.

kg Von den Volksstämmen in Kamerun, die zwischen Mpundu und Bali wohnen, erzählt Conrau in den „Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten“. Eine merkwürdige Ansicht über die Weißen und die Handelsartikel, die sie von ihnen erhalten, haben die Leute aus der Umgegend von Mundane, Kolonye und Keinde. Sie behaupten, die Geister ihrer Verstorbenen gingen in das Land der Weißen und wohnten dort, von ihnen ungesehen, in der Erde. Sie wären es, die all die schönen Dinge verfertigten, die die Sehnsucht der Schwarzen ausmachen; dann brächten sie diese an einen bestimmten Ort und riefen durch ein Glodenzeichen die Weißen. Die Europäer könnten selbst nichts anfertigen, sie besäßen nur die Dampfer, mit denen sie die von den Geistern der Väter für ihre Kinder bestimmten Güter an ihren Bestimmungsort brächten. So verfertigt nach der Meinung der Keinde-Leute der Geist ihres verstorbenen

Schmiedes die kleinen Hammer, die in Lundane verkauft werden. Alle Krankheiten werden bei diesen Stämmen Verzauberungen zugeschrieben. Gewisse Leute können sich auch in Thiere verwandeln, namentlich in Elephanten und Leoparden. Öffnet man einem Mame, der sich einen Zauber besaß, nach seinem Tode den Leib, so steht man darin in kleinem Maßstabe das Thier, in das er sich verwandelt konnte. Wahrscheinlich werden die Windungen des Darmes so gedeutet. Stirbt ein Kind, und es findet sich in seinem Leibe ein solches Thier, so ist es von einem Erwachsenen verzaubert; denn ein Kind kann nicht an seinem eigenen Zauber zu Grunde gehen. Wird jemand von einem Elephanten getödtet, so zweifelt man nicht daran, daß das Thier ein „Mann-Elephant“ gewesen ist. Den Schuldigen finden kundige Männer in Visionen heraus. Der von ihnen Beschuldigte leugnet natürlich, er muß vor der Gemeinde die giftige Rinde von Erythrophleum guineense essen. Bricht er sie aus, dann ist er unschuldig, und die kundigen Männer haben sich eben einmal geirrt; dagegen macht sein Tod seine Schuld offenkundig, und natürlich findet man auch in seinem Leibe den Miniatur-Elephanten, der die letzten Zweifel zerstreut. Wie eine Parallele zur Sage von Bineta liest sich eine Geschichte, die von der Entstehung des Sees Edimesa in den Baloffbergen erzählt wird. Der kleine, runde, hoch und einsam gelegene See hat etwas Unheimliches. Im Südwesten begrenzt ihn eine etwa 100 Meter hohe, steile Basaltwand, an den anderen Seiten zieht sich ein nur 10–15 Meter hoher, mit Gras bewachsener Wall hin, ein ein Bach, der Abfluß des Sees, durchgraben hat. Man sagt dort, daß, wer darin bade, sterben müsse; allerdings würde jeder, der versuchte, sich dem Wasser zu nähern, unfehlbar in der trügerischen Grasbede, die das offene Wasser von dem festen Lande trennt, auf Nimmerwiedersehen versinken. Vor langer, langer Zeit, so lautet die Sage der Neger, stand ein blühendes Dorf an der Stelle des Sees. Eines Tages goß ein böses Weib Wasser in das Feuer, an dem sie gekochte. Der Mann wollte ihr das wehren, doch hörte sie nicht auf ihn. Da begann mit einem Male das Wasser unaufhaltsam zu strömen; es floß und floß, bis das ganze Dorf mit Wasser bedeckt war. Auf dem Grunde des so entstandenen Sees aber existirt noch heute das Dorf mit seinen Menschen und seinen Viehheerden, und hin und wieder sieht es ein Wanderer, der die einsamen Ufer des Sees besucht. Das merkwürdigste an dieser Sage ist, daß dem Wasser wirklich Feuer vorherging, da das Beden des Sees seinen Ursprung zweifellos vulkanischer Thätigkeit verdankt. Das Gewitter wird nach Ansicht der Waldbewohner auch durch Zauberer heraufbeschworen. Der Geist des Zauberers fährt in der Wetterwolke. Bei schwerem Gewitter schießen sie daher in die Wolken, um den Urheber zu tödten und den Zauber zu brechen. —

Geographisches.

— Ein allmählig verschwindender See in Südtirol. Die Rivista Geografica Italiana macht auf das rasche Kleinwerden des langgestreckten, schmalen Sees von Terlago auf dem Wege von Trient nach Vezzano aufmerksam. Im Jahre 1887 maß Vastian den Umfang des Sees zu 4,5 Kilometer, seine größte Länge zu 1,6 Kilometer, die größte Breite zu 0,33 Kilometer, seine Fläche zu 0,38 Quadratkilometer und seine größte Tiefe zu 18,8 Meter. Im Jahre 1897 aber ergaben die Messungen von Trener und Battisti für den See-Umfang 3,5 Kilometer, die größte Länge 1,45 Kilometer, die größte Breite 0,3 Kilometer, die Fläche 0,29 Quadratkilometer und die größte Tiefe 9,3 Meter. Findet die See-Abnahme weiterhin so rasch statt wie im letzten Jahrzehnt, so wird der See bald in zwei durch eine Landzunge von einander getrennte Becken zerfallen, von denen das eine 6–7 Meter, das andere 2–3 Meter tief sein wird. Der Rückgang des Sees ist eine Folge seines Wasserverlustes in unterirdischen Abflüßgängen, die das Seewasser im dortigen Diastallgebirge nach dem Städtchale sich gegraben hat. —

Medizinisches.

t. Durch den Blitz erblindet. Auf der Jahresversammlung der amerikanischen Vereinigung für elektrische Heilbehandlung in Buffalo im Mitte September des Jahres sprach Dr. Anerson aus Toronto über den Blitzstrahl als Ursache von Augenerkrankungen. Solche Fälle sind selten und der Vortragende kannte selbst nur zwei Beispiele, wo Personen durch Blitzausschlag Augenleiden davontrugen. Vor sieben bis acht Jahren wurde ein Farmer nebst Frau und Kind nachts, während die Familie in den Betten lag, vom Blitz getroffen. Das Kind war sofort todt, der Vater starb nach einigen Tagen, und die erst 25-jährige Frau wurde nach einiger Zeit nahezu vollkommen blind. Als der Arzt sie zum ersten Male untersuchte, stellte er einen Star auf beiden Augen fest. Nachdem derselbe nach einigen Wochen reif geworden war, wurde er operirt, und die Frau erhielt ihr Augenlicht wieder, allerdings mit einiger Schädigung für ihr ganzes Leben. Der zweite Fall betraf ebenfalls eine Frau, die während eines starken Gewitters unter die Thür getreten war, wo sie von einem blendenden Blitzstrahl empfungen wurde. Der Arzt sah sie bald darauf in dem Krankenhause von Toronto und fand eine außerordentliche Erweiterung der Pupillen auf beiden Augen, sowie starken Blutandrang zu der Bindehaut und den Augenlidern. Die Frau konnte nicht einmal Licht von Schatten unterscheiden. Die Behandlung bestand hauptsächlich in der innerlichen Anwendung von Strchnin und der äußerlichen Anwendung von Eserin (eine Ver-

bindung aus dem Saft der Calabar-Bohnen) und es trat eine allmähliche Besserung ein. —

Aus dem Thierleben.

— Ein Beispiel von dem Denkbemögen und dem Rechtleichleitsinn der Elephanten erzählt der Reisende Lanera in der neuen Wochenschrift „Mutter Erde“. In Birma werden Elephanten als Hilfsarbeiter beim Schneiden von Teakhölzern verwendet. Nachdem der Forschungsreisende die Anfertigkeit der Elephanten bei dieser Arbeit geschildert, fährt er fort: Ich fragte einen Manager, ob denn alle Elephanten so gutmüthig seien wie der, den ich gerade beobachtete. Er antwortete: „Die anderen ja. Dieser aber hat vor 3 Jahren seinen Mahut (Wärter) getödtet. Das ging so zu. Um 5 Uhr endet die Arbeit. Eine Glocke giebt das Zeichen, und die Elephanten kehren in ihre Ställe zurück. Eines Tages wollte ein Manager der Sägemühlen einer Dame noch die Elephanten arbeiten zeigen. Es läutete die 5 Uhr-Glocke. Der Mann befahl dem Mahut dieses Elephanten, ihn weiter jagen zu lassen. Das Thier sträubte sich. Der Mahut, veranlaßt durch Spottreden des Managers, trieb ihn immer mehr an und stachelte ihn schließlich heftig mit seinem kleinen Spieß. Da riß der Elephant ihn mit dem Rüssel herab und zerstampfte ihn in einer Sekunde zu einem blutigen Brei. Dann lief er ruhig in seinen Stall. Am anderen Morgen, zur gewohnten Stunde, stand er wieder hier und begann die Arbeit unter einem anderen Mahut. Seit dieser Zeit arbeitet er ohne jeden Widerstand tadellos. Aber wenn die 5 Uhr-Glocke tönt, läßt er alles liegen und stehen und rennt in seinen Stall. Kein Mahut wagt mehr, ihn aufzuhalten. Man nennt ihn jetzt den Sozialdemokraten.“ —

Humoristisches.

— Der boschafte Förster. Förster: „Da nehmen Sie das Hasetl, Herr Pulvermayer, damit Sie nicht immer mit leeren Händen nach Hause kommen!“
Herr Pulvermayer (zu Hause): „Frauerl, heut' hab' ich einmal einen „Kapital“ Hasen geschossen... Lina, nehmen Sie ihn gleich in die Küche zum Ausweiden!“
Lina (nach fünf Minuten aus der Küche zurückkommend): „Witt' schön, gnä' Herr, der Has ist ja voller Säggspahn...!“
— Ergänzung. Medizinischer Sachverständiger: „Nach all dem glaube ich, daß die erbliche Belastung des Angeklagten seine freie Willensbestimmung beeinträchtigte...“
Angeklagter (einfallend): „Und außerdem habe ich eine Frau.“
— Schnell abgeholfen. Direktor: „Sie wollen den „Wilhelm Tell“ spielen? Sie können ja Ihren sächsischen Dialekt nicht lassen!“
Schauspieler: „Macht doch nicht, kuester Herr Direktor. Spielen wir einmal den Wilhelm Tell aus der sächsischen Schweiz!“ — (Meggend. hum. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— Der hohe Rath der Bürger der Dreifelmen-Stadt Landskhat hat in den Kontrakt mit dem Theaterdirektor einen Paragraphen hineingesetzt, der besagt, „daß eine Herabwürdigung der Stadtgemeinde durch den Direktor oder durch Mitglieder der Theatergruppe auf der Bühne, z. B. durch Komplets oder in der Presse oder außerhalb, die sofortige Auflösung zur Folge hat.“
— In Hamm i. B. ist ein großes Sägewerk durch Feuer total zerstört worden.
— Beim Anzünden einer Acetylen-Gas-Laterne explodirte in Bunde bei Papenburg der für die Aufnahme des Carbid's bestimmte Behälter. Ein Radfahrer wurde getödtet, einer schwer verletzt.
— In der Ortschaft Pribbenow bei Stavenhagen erschloß ein Zimmerer seinen zwölfjährigen Bruder beim unvorsichtigen Hantiren mit einem geladenen Terzerol.
— In Flandern ist seit sieben Wochen kein Tropfen Regen gefallen. Infolge dessen herrscht große Wassermoth. In Gent wird der Eimer Wasser mit 2 Cent's verkauft.
— Bei einem Gesangwettbewerb in der Gemeinde Breisenz bei Lüttich stürzten die Mitglieder eines Vereins aus Tilleur, der bei der Preisvertheilung leer ausgegangen war, das Rathhaus. Zugleich kam es auf der Straße zu einem allgemeinen Handgemenge zwischen den „Sangesbrüdern“ der verschiedenen Gesellschaften. Als der Sängerkrieg zu Ende war, zeigte es sich, daß das Gemeindehaus kein ganzes Fenster mehr hatte.
— c. e. Die Zahl der jüdischen Kolonien in Palästina beträgt nach einer russischen Zeitung 32; sie besitzen etwa 25 000 Dekjatinen Land. Es sind etwa 5000 jüdische Kolonisten darauf ansäßig. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 16. Oktober.